

Triumph des Herzens

DIE LIEBE CHRISTI
DRÄNGT UNS II

PDF - Familie Mariens

18. Jg (I) 2010

Nr. 99

Johannes der Almosengeber (555-619)

Wenn wir auf die Lebensdaten dieses Heiligen blicken, könnten wir uns vorerst zu Recht fragen, ob uns dieser Nachfolger des Evangelisten Markus auf dem Patriarchenstuhl von Alexandrien - fast 1400 Jahre nach seinem Tod - noch etwas zu sagen hat. Doch wer das Leben dieses Apostels der Barmherzigkeit, seine grenzenlose Gebefreudigkeit und sprichwörtliche Liebe zu den Armen erst näher kennenlernt, wird verstehen, welch wunderbares Vorbild er für uns Gläubige im 21. Jh. sein kann. Denn wenn die Armut in der Antike auch ein anderes Gesicht hatte, findet doch die christliche Liebe, damals wie heute, den schönsten Ausdruck in geistlichen und materiellen Werken der Barmherzigkeit.

Vom Volk zum Bischof gewählt

Als einziger Sohn des Epiphanus, des reichen Statthalters der Insel Zypern, erhielt Johannes eine vorzügliche Bildung. Obwohl nicht viel über seine Jugendjahre überliefert ist, weiß man, dass Johannes früh heiratete, aber sowohl seine Frau als auch seine Kinder durch einen frühzeitigen Tod verlor. Allein zurückgeblieben, verteilte der Witwer seine gesamten Güter unter den Armen, zog sich als Schriftsteller von der Welt zurück und begann aus Liebe zu Gott ein asketisches und nach Tugenden strebendes Leben. Später ließ sich Johannes in Ägypten nieder, wo er in Alexandrien, einer der wichtigsten Städte des römischen Reiches, schon bald für seine Heiligkeit bekannt war. Völlig unerwartet für ihn selbst, wurde der inzwischen 53-jährige Laie im Jahr 608 vom christlichen Volk einstimmig zum Bischof gewählt. Leistete Johannes gegen diese Wahl anfangs Widerstand, so nahm er das schwere Amt schließlich doch an. Als neues Oberhaupt der Kirche Ägyptens fiel er durch seine anspruchslose Lebensweise ganz aus dem Schema prunkvoll lebender Patriarchen. Gleichzeitig verblüffte der Bischof durch seine originelle, alle steifen Vorschriften überschreitende Nächstenliebe und Versöhnlichkeit. So gelang es ihm in den

folgenden elf Jahren bis zu seinem Tod, der verwahrlosten Diözese zu geistiger Blüte zu verhelfen und, weit darüber hinaus, eine liebevolle Atmosphäre zwischen Christen und Nichtchristen zu schaffen.

Johannes' überströmende Mildtätigkeit allen Bedürftigen gegenüber hatte seinen tiefsten Ursprung in einer Vision während eines nächtlichen Gebetes. Plötzlich sah er neben sich eine schöne, weiß gekleidete Jungfrau mit einem Kranz aus Olivenzweigen im Haar. Auf seine verwunderte Frage, wer sie sei, antwortete sie: „Ich bin die älteste Tochter des Großen Königs. Ich bin die Barmherzigkeit, die den Sohn Gottes vom Himmel auf die Erde herabzog. Du sollst mich zu Deiner Braut erwählen. Denn wenn Du mit mir, der Barmherzigkeit, vermählt bist, werde ich Dich zu Ihm führen.“

Seit diesem eindrücklichen Erlebnis war Johannes wachsam bemüht, mit der Barmherzigkeit mehr und mehr eins, ja „vermählt“ zu werden. Davon spricht lebendig sein überreiches Erbarmen mit einem jeden und sein maßloses Schenken an die Armen, das alle Vernunft zu überschreiten schien. Doch sein Geben kam aus so übervollem Herzen, dass es

jede Kritik verstummen ließ, den Patriarchen in Ost und West zum Symbol für mitleidvolle

Liebe machte und ihm den schönen Namen „der Almosengeber“ einbrachte.

Ein „verkleideter Christus“

Bei seinem Amtsantritt fand Johannes einen Kirchenschatz von 8000 Goldstücken vor, woraufhin er seine Diener umgehend anwies: „Stellt eine genaue Liste der Herren und Meister von Alexandrien zusammen.“ Auf deren verständnislose Frage, wer denn die „Herren und Meister“ seien, antwortete er ihnen: „Jene, die ihr ‚Arme‘ und ‚Bettler‘ nennt, dies sind meine ‚Herren und Meister‘, meine Wohltäter. Denn wenn sie einst in den Himmel eingehen, werden sie jenen mächtig helfen, die ihnen auf Erden geholfen haben.“

Als dem Bischof schließlich ein Verzeichnis mit 7500 Namen übergeben wurde, begann er zu weinen. Denn er sah in diesen Armen, für die er von nun an persönlich Sorge trug, keine unliebsame Landplage, sondern erkannte im Lichte der Barmherzigkeit in ihnen den „verkleideten Christus“. Unzählige Wohltaten strömten den ägyptischen Gläubigen vom Patriarchen zu, so dass sie ihren geistigen Vater treffend mit dem Nil verglichen, jenem „wohltätigen“ Fluss, der Jahr für Jahr das ganze Land mit seinen Wassern überflutete und so Gedeihen und Fruchtbarkeit schenkte.

Der Almosengeber war unermüdlich im Erfinden stets neuer Werke der Barmherzigkeit. So gründete er z. B. Herbergen für durchreisende Christen, in denen sie kostenlos übernachten konnten, und ließ mehrere Waisen- und Armenhäuser errichten. Dreimal wöchentlich besuchte er die von ihm gegründeten Hospitäler, für die er aus Einkünften der Kirchenkasse auch regelmäßig Getreidelieferungen bezahlte. Als Johannes während einer Hungersnot erfuhr, dass sogar junge Mütter, von der Not getrieben, gleich nach ihrer Niederkunft aufstehen und bei seinen Dienern um Hilfe bitten mussten, ließ er unverzüglich sieben Entbindungsheime errichten, wo sich die Frauen nach der Geburt

sieben Tage lang erholen durften.

Einzigartig war auch, dass der Almosengeber jeden Mittwoch und Freitag den ganzen Tag auf einer Bank vor der Kirche saß und „Audienz“ gab. Jeder hatte freien Zutritt zu ihm, wurde mit seinen Nöten angehört, getröstet und versorgt. Bereitwillig leerte Johannes für seine Armen die bischöfliche Kasse. Wurde ihm seine Großzügigkeit als Verschwendung vorgeworfen, erwiderte er ruhig: „Gott wird schon vorsorgen! Wenn andere ihr Blut für ihre Nächsten vergossen haben, soll ich nicht gerne wenigstens Almosen geben?“ Laut klagte er einmal, als bis Mittag kein Bittsteller gekommen war: „Oh, der armselige Johannes wird heute nicht für würdig befunden, Christus einen Dienst zu erweisen!“ Natürlich kam es wiederholt vor, dass man die Milde des Patriarchen ausnutzte. Als er einmal einem Bettler sechs Silberlinge gab, der kurz darauf in anderen armseligen Lumpen wiederkehrte, protestierte der verantwortliche Diener entschieden: „Vater, dieser Betrüger will sich heute schon das zweite Mal Geld erschleichen!“ Doch der Almosengeber tat, als verstünde er nicht, und ordnete beim dritten Bettelversuch des Armen an: „Jetzt gib ihm zwölf Goldstücke, denn es könnte ja unser Herr Jesus Christus selbst sein, der mich prüfen will, ob ich eher des Gebens müde werde als Er des Nehmens!“

Umgekehrt verhielt es sich, als ein Reicher dem anspruchslosen Bischof eine wertvolle Decke schenkte. In der folgenden Nacht fand er keinen Schlaf und dachte: „Wie viele sind heute hungrig und vor Kälte zitternd schlafen gegangen. Ich aber habe Fisch gegessen und liege auf einer weichen Bettdecke, die 36 Silberlinge gekostet hat.“ Am Morgen ließ er die Decke sofort verkaufen und gab den Erlös den Armen. Sein Wohltäter aber kaufte das teure Stück für ihn

zurück. Als sich dies mehrmals hintereinander wiederholte, meinte der Vornehme lächelnd: „Lass uns sehen, wer eher müde wird: du des Verkaufens oder ich des Kaufens!“ Es war nicht

Johannes, der sich geschlagen gab! Und voll Humor sagte er: „Einen Reichen so zu berauben, ist keine Sünde, sondern ein gutes Werk, denn seine Seele wird dadurch gerettet.“

Die schönste Gabe ist die Vergebung

Die Barmherzigkeit des Patriarchen leuchtete außer im Almosengeben auch in seiner außergewöhnlichen Versöhnungsbereitschaft auf. Gerade mit dem Verzeihen hatte einst der junge Neffe des Patriarchen große Schwierigkeiten, denn er war von einem Kaufmann grob beleidigt und verleumdet worden. Als er seinem Onkel das Unrecht klagte, entgegnete dieser: „Wie konnte es nur jemand wagen, derart gegen Dich zu sprechen! Mein Sohn, glaube mir, ich will diesem Menschen heute noch etwas tun, worüber ganz Alexandrien verwundert sein wird!“

Voll Genugtuung erwartete dieser daraufhin die öffentliche Auspeitschung des Schuldigen. Johannes sah, dass sein Neffe getröstet war, zog ihn an sein Herz, küsste ihn und sprach: „Lieber Sohn, willst Du wahrhaft der Neffe meiner Demut sein, so mach Dich bereit, von allen Seiten Schmach und Unrecht zu erleiden.“ Und so versetzte der Almosengeber tatsächlich seinen Neffen und ganz Alexandrien in großes Erstaunen, denn er rief den schuldigen Kaufmann und erließ ihm alle Zinsen und Steuern! Nie verlangte Johannes von anderen den ersten

Schritt zur Versöhnung. Immer war er es, der dem Schuldigen durch die barmherzige Liebe zuvorkam. So handelte der Patriarch auch einem Priester gegenüber, der ihm während der Hl. Liturgie plötzlich einfiel. Gemäß dem Wunsch des Herrn „Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe“ (Mt 5,23-24), befahl der Almosengeber dem Diakon, der eben ein Gebet las, es so lange zu wiederholen, bis er wiederkehre. Dann eilte er aus der Kirche, suchte den verstockten Priester auf, warf sich vor ihm auf die Knie und bat demütig um Verzeihung.

Tief beschämt, fand nun auch der Priester die Kraft, um Vergebung für seine Unnachgiebigkeit zu bitten. Da erhob sich der Heilige mit den Worten: „Gott sei uns beiden gnädig!“, kehrte zur Kirche zurück, setzte die Liturgie fort und betete innig: „Vater unser, vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“

Ein Hirt muss zu seinen Schafen gehen

Als sich bei vielen Gläubigen die schlechte Gewohnheit breit machte, während langer Liturgiefiern die Kirche zu verlassen, um draußen zu plaudern, brach der Patriarch einmal den Gottesdienst ab und mischte sich auf dem Kirchplatz mit den Worten unter das Volk: „Meine lieben Kinder, wo die Schäflein sind, dort muss auch der Hirte sein. Geht Ihr also

in die Kirche, so gehe ich mit; bleibt Ihr hier draußen, so bleibe ich bei Euch.“ Beschämt durch Johannes' sanfte Art war das Übel bald abgelegt. Gleichzeitig verteidigte der wachsame Seelenhirt seine „Herde“ vor Häresien durch verbesserte religiöse Bildung und indem er die Zahl der Gotteshäuser von sieben auf 70 verzehnfachte! Dies war auch nötig, denn der

Heilige gewann außerhalb Alexandriens ganze Dörfer und Städte für den christlichen Glauben. Geradezu unerschöpflich war auch die Langmut des Almosengebers mit den Sündern, zu der er seinerseits alle aufforderte: „Bedenkt, wie viele Übeltäter und Diebe Gott noch eine Zeitlang behütet, damit sie umkehren; wie viele Seeräuber Er vor dem Ertrinken bewahrt, damit sie noch Zeit zur Bekehrung haben. Und vergesst nicht, dass jeder von ihnen einen Schutzengel hat und Christus Sich auch für sie kreuzigen ließ!“

Nachdem die Perser Syrien und Palästina erobert und 614 Jerusalem zerstört hatten, musste Johannes im Alter noch miterleben, wie ein gewaltiger Flüchtlingsstrom über Ägypten hereinbrach. Bewundert von Freund und Feind sorgte der Almosengeber nun für Tausende Heimatlose, wobei ihn die göttliche Vorsehung trotz enormer Ausgaben wunderbarerweise nie im Stich ließ. Das unbegrenzte Vertrauen des Almosengebers wurde jedoch hart geprüft, als die Flüchtlinge mit der Zeit alle Vorräte der Kirche aufgebraucht hatten, die Felder keinen Ertrag gaben und zudem 13 Schiffe, die der Kirche Alexandriens gehörten, mit reicher Fracht in einem Sturm versanken. Wie bemerkenswert war in dieser Lage die Haltung des Patriarchen: „Ich für meinen Teil glaube, ohne zu wanken, dass die Schätze des Herrn und der Kirche auch dann unerschöpflich wären, wenn sich die Armen der ganzen Welt in Alexandrien einfänden.“

Ein besonderes Anliegen war es Johannes, gemeinsam mit dem einheimischen Klerus die zahlreichen geflüchteten Bischöfe, Priester und Mönche zu unterstützen. Gleichzeitig sandte der umsichtige Vater der Armen für Jerusalem neben hohen Geldsummen und Tonnen von Lebensmitteln auch Hunderte Handwerker mit Baumaterial zum Wiederaufbau der Grabeskirche sowie der anderen heiligen Stätten und Klöster. Ebenso gab er zwei Bischöfen und einem Abt den Auftrag, sich nach Persien zu begeben, um dort möglichst viele Verschleppte

und Gefangene loszukaufen. Von allen Seiten wurde dem Almosengeber für die erwiesene Hilfe gedankt, doch er erwiderte immer nur bescheiden: „Mein Bruder, ich habe noch nicht mein Blut für Dich vergossen, wie Jesus, mein Herr und Gott, es mir aufgetragen hat.“

Vielleicht wäre es sogar dazu gekommen, wenn der Patriarch nicht, wie fast alle Christen, das eroberte Alexandrien verlassen hätte. Denn im Jahr 616 fielen die Perser auch in Ägypten ein. Gedrängt von Niketas, einem vornehmen Alexandriner, machte sich Johannes 619 auf, um beim Kaiser in Byzanz für sein Volk um Hilfe zu bitten. Doch unterwegs fühlte der 64-Jährige sein Ende nahen, so dass er zu Niketas sagte: „Du hast mich zum Kaiser hier auf Erden eingeladen, aber jetzt ist es der König des Himmels, der mich zu Sich ruft.“ So starb der Almosengeber im Exil auf seiner Heimatinsel Zypern, wo er auch sein Grab fand.

Wie sehr Johannes sich sogar über den Tod hinaus als Friedensstifter zwischen Gott und den Menschen erwies, zeigt folgende Begebenheit: Noch zu seinen Lebzeiten war eine Frau zu ihm gekommen, die vor Scham nicht gewagt hatte, eine Todsünde zu beichten. Auf Johannes' Rat hin hatte sie diese auf ein Pergament geschrieben und ihm die Rolle versiegelt übergeben. Der Bischof hatte daraufhin versprochen, bei Gott für sie zu beten. Als der Patriarch jedoch starb, war die Frau sehr besorgt, dass ihr Sündenbekenntnis nun in falsche Hände geraten könnte. Dies klagte sie unter vielen Tränen dem Verstorbenen.

Da erschien ihr plötzlich der Verstorbene in bischöflichem Ornat und sagte: „Frau, meine Stola ist schon ganz durchnässt von Deinen Tränen. Schau, hier Dein Schreiben. Öffne und lies!“ Mit diesen Worten reichte er ihr das versiegelte Pergament und entschwand. Die Frau tat, wie befohlen, und las dankbar: „Um Meines Knechtes Johannes willen ist Deine Sünde getilgt!“

Der entscheidende Händedruck

Als die deutsche Gräfin Maria Droste zu Vischering (1863-1899) im Blick auf Jesus dem inneren Drängen nachgab und sich zu einer äußerlich kleinen Liebestat überwand, durfte sie eine auffallende Erfahrung machen. Denn der Herr beantwortete ihr scheinbar unbedeutendes Mitwirken mit der Gnade durch wunderbare Klarheit bezüglich ihrer Berufung.

Maria wuchs mit ihren drei Geschwistern im elterlichen Schloss bei Münster in Deutschland in einer der ältesten westfälischen Adelsfamilien auf. Die Kinder erhielten eine ausgezeichnete Erziehung im tief katholischen Elternhaus. Von einer entscheidenden Gnade, die sie als 15-Jährige am Fest Maria Opferung erhielt, schrieb Maria später in ihrer Selbstbiographie: „Am 21. November 1878 wohnte ich in ... Darfeld einer Predigt bei ..., in der der Prediger erklärte, wir hätten unser Herz ganz Gott zu schenken, weil Er Sich nicht nur mit einem Teil begnüge, sondern alles wolle oder nichts! Es kam mir auf der Stelle der Gedanke: ‚Dann musst Du Ordensfrau werden!‘ ... Gerne hätte ich das Ohr meiner Seele verschlossen, indem ich mir sagte: ‚Die Predigt ist ja nicht für dich allein, die anderen hören sie auch und gehen nicht ins Kloster‘, aber es war mir nicht möglich, die Stimme Gottes zu überhören.“

In den folgenden drei Jahren reifte die Berufung Marias ganz still, bis sie als 18-Jährige ihren Eltern vom Entschluss zum Ordensleben erzählte. Sehr glücklich darüber, wünschten diese jedoch, dass die Tochter wegen ihrer schwachen Gesundheit bis zum 21. Lebensjahr mit diesem Schritt warte. Da sich ihre gesundheitliche Situation nicht besserte, begann sie mit 23 Jahren - wieder an einem Fest Maria Opferung - mit dem Einverständnis ihres Beichtvaters und mit Erlaubnis der Eltern daheim auf dem Schloss das zurückgezogene Leben einer Ordensfrau. „Ich beschäftigte mich von nun an mit Gebet, Lesung, Arbeit für Kirchen ... und mit Besuchen der Kranken und deren Pflege.“

Im Sommer 1888 war die inzwischen 24-jährige

Maria endlich wieder zu Kräften gekommen, und schon dachte sie darüber nach, in welche Kongregation sie eintreten solle. „Gott wird Ihnen zeigen, wo Er Sie wünscht“, sagte ihr der Beichtvater. So kam es wenig später im Spital von Darfeld zu jenem Vorfall, der für die Gräfin zum entscheidenden Schlüsselerlebnis wurde: Mit ihrer Mutter besuchte sie die weiblichen Kranken, unter denen sich auch eine Prostituierte befand. Maria schrieb später darüber: „Ich bemerkte bei meiner Mutter eine gewisse Erregung darüber, dass ich mit dieser Unglücklichen zusammentraf, denn sie hatte immer mit größter Sorgfalt alles von uns ferngehalten, was Sünde war. Ich aber dachte: ‚Wenn der Heiland jetzt hier wäre, welcher Kranken würde Er die größte Liebe erweisen? Sicher dieser armen Sünderin.‘ So überwand ich meinen Widerwillen und die Scheu vor der Mutter und drückte der Unglücklichen die Hand. Kurze Zeit darauf, am Vorabend von Maria Heimsuchung, sollte ich erkennen, dass es meine Berufung ist, mich für die Bekehrung solcher Unglücklicher zu opfern. Ich befand mich in der Pfarrkirche zu Darfeld, um mich auf die Hl. Beichte vorzubereiten. Da durchfuhr mich wie ein Blitz vom Himmel der Gedanke: ‚Du musst beim Guten Hirten eintreten!‘ Das war mir plötzlich so klar, dass ich keinerlei Zweifel hegte ...“

Wenige Monate später verließ Maria ihre geliebte Familie und trat am Fest Maria Opferung als Sr. Maria vom Göttlichen Herzen in Münster in das Kloster der Schwestern vom Guten Hirten ein, wo man sich u. a. um die Rettung gefährdeter und verwahrloster Mädchen bemühte.

Geliebt, so wie du bist!

„Das Törichte in der Welt hat Gott erwählt, um die Weisen zuschanden zu machen, und das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu machen“ (1 Kor 1,27).

Wer denkt bei diesen Worten schon an geistig und körperlich Behinderte, jene Gruppe von Menschen, die die heutige Gesellschaft so gerne ausgrenzt? Jean Vanier, der Gründer der Gemeinschaft „Arche“, hat an sich selbst erlebt, wie wahr die Worte des hl. Paulus sind, und er wird nicht müde, diese Wahrheit in Wort und Tat zu verkünden.

Auf der Suche nach dem Willen Gottes

Jean kam am 10. September 1928 als viertes Kind der Eltern Vanier in der Schweiz zur Welt. Durch seinen Vater, der beim kanadischen Militär General war, kam die Familie nach Frankreich, England und schließlich 1941 zurück in ihre Heimat nach Quebec/Kanada. Mit 13 Jahren äußerte Jean mit Bestimmtheit den Wunsch, auf die Eliteschule der britischen Marine in Dartmouth gehen zu wollen. Die Antwort seines Vaters war für sein ganzes Leben entscheidend: „Du hast mein volles Vertrauen. Wenn du spürst, dass du das tun musst, dann tu es.“ Er erinnert sich: „Der Umstand, dass mein Vater mich ermutigte, dieser Eingebung zu vertrauen, dürfte eines der zwei wichtigsten Ereignisse gewesen sein, die mein Leben prägten. Denn weil er mir damals so vertraute, konnte auch ich mir selbst voll vertrauen und später anderen das gleiche Vertrauen schenken.“

Jean liebte die Ausbildung als Marineoffizier und die Abenteuer, die damit verbunden waren. Mit 20 Jahren war er bereits Offizier auf Kanadas einzigem Flugzeugträger. Doch zugleich interessierte er sich immer mehr für religiöse Literatur und für das Gebet. Er fühlte sich gedrängt, den Armen zu helfen, und bald wurde ihm klar: „Die Marine kann nicht mein Lebensinhalt sein.“

Während eines Urlaubs in Paris machte Frau Vanier ihren Sohn mit dem französischen Dominikaner Père Thomas Philippe bekannt. Jean verstand sich vom ersten Augenblick an „sehr, sehr tief“ mit diesem Dominikanerpater. Er erlebte sich von ihm durch und durch „gekannt“, im Guten wie im Schlechten. Dieses befreiende Erlebnis war das zweite wichtige Ereignis in seinem Leben. Er vertraute sich Père Thomas an und zog sich unter seiner Anleitung ein Jahr lang zum Studium und zum Gebet zurück, um zu erkennen, ob er zum Priester berufen sei. „Père Thomas wurde mein geistiger Vater, mein Meister und Lehrer. Seine Gegenwart vermittelte mir die Gegenwart Gottes, die mich mit Frieden und Schweigen erfüllte und neues Leben in mir weckte.“ Vor allem lernte er von ihm das Beten, das „im gegenwärtigen Augenblick in Gemeinschaft mit Jesus leben“.

So schloss sich Jean den Studenten der kleinen internationalen Gemeinschaft „Eau Vive, Lebendiges Wasser“ an, die Père Thomas mit dem Ziel gegründet hatte, eine „Schule der Weisheit“ zu sein, in der die Studenten nicht nur intellektuelle Bildung erhalten, sondern auch miteinander beten und ein tief christliches Gemeinschaftsleben führen sollten.

Unter großen Leiden musste Père Thomas 1952 seine neue Gründung verlassen, da man ihn beschuldigte, vom rechten Glauben abzuweichen und in seiner geistlichen Unterweisung zu mystisch zu sein. Von Jean verlangte man, den Kontakt zu seinem geistigen Vater und zur Gemeinschaft abzubrechen, wenn er Priester werden wolle. Doch er war von der Rechtgläubigkeit seines Meisters überzeugt: „Ich war innerlich derart tief davon überzeugt, dass Père Thomas ein Mann Gottes sei, dass mir klar wurde: Meine Zukunft liegt nicht in einer kirchlichen Laufbahn.“ So verzichtete Jean darauf, Priester zu werden, und widmete sich dem Philosophiestudium. Nach der Promotion unterrichtete er mit viel Erfolg. Dennoch war sein Herz unruhig - er war noch nicht an seinem Platz angelangt.

Als er 1963 seinem geistigen Vater half, sich in dessen neuem Quartier in Trosly-Breuil, einem kleinen Dorf am Waldrand von Compiègne nördlich von Paris, einzurichten, begegnete

er erstmals Père Thomas' neuen „Freunden“, geistig und körperlich behinderten Menschen. „Ich habe eine Welt entdeckt, die ich bis dahin ignoriert hatte“, gestand er später. Père Thomas, der seinen geistigen Sohn sehr gut kannte, machte ihn darauf aufmerksam, dass es dort bei den Behinderten eine besondere Aufgabe für ihn gäbe. Zunächst hatte Jean Vanier Mühe, sich mit diesem Gedanken anzufreunden, doch er spürte, dass sein geistiger Vater etwas „entdeckt“ hatte, was der Wille Gottes für ihn sein könnte. So begann er, Heime für geistig Behinderte zu besuchen. Was er dort sah, erschütterte ihn: chaotische, oft von Gewalt geprägte Verhältnisse, 80 Behinderte, die in zwei Schlafsälen „hausten“ und stundenlang hinter trostlosen Betonmauern im Kreis herumlaufen mussten. „Alles, was ich von Père Thomas über den Vorrang der Liebe gelesen und gehört hatte, stand in schockierendem Kontrast zu dem, was ich hier sah. Dieser ungeheure Schmerz verstärkte in mir die Gewissheit, etwas dagegen tun zu müssen.“

Das erste „Foyer“

Im Jahr 1964 kaufte der 36-jährige Philosophieprofessor in Trosly-Breuil ein unscheinbares Steinhaus, das nur wenige Minuten von Père Thomas' Wohnung entfernt lag. Madame Martin, die Leiterin des Pariser Behindertenheimes, schlug ihm zwei behinderte Männer vor, mit denen er ein gemeinsames Leben beginnen könne: Raphael und Philippe. Jean wollte ganz einfach mit ihnen zusammenleben, nicht als „Betreuer“, sondern in einer Lebensgemeinschaft. „Ich lud sie ein, ihre Einrichtung zu verlassen und mit mir ein gemeinsames Leben zu beginnen. Ich wollte ganz einfach Menschen mit Behinderung ‚Gutes tun‘. Damals hatte ich noch keine Ahnung, dass diese Menschen mir ‚guttun‘ würden.“

War Jean in der Marine gewohnt gewesen zu befehlen und als Professor zu lehren, so lernte er jetzt, Qualitäten seines Herzens zu

entfalten, die bisher weitgehend brachgelegen waren. Im Leben mit Raphael und Philippe tauchte er in eine Welt der Armut, Schwäche und Hinfälligkeit ein, die ihm ganz neue Dimensionen des Menschseins eröffnete. Er entdeckte in ihren Herzen unermesslichen Schmerz und zugleich Schönheit und Güte. Sie besaßen eine ganz andere Fähigkeit der Kommunikation als die der Worte. „Ich habe gelernt, mit ihnen zu lachen, mit ihnen zu beten, ihnen das Gefühl zu geben, dass sie wichtig und gebraucht sind. Vor allem lernte ich, dass jemanden lieben heißt, bereitwillig mit ihm Zeit zu verschwenden.“ Er lernte die Kunst des Zuhörens und der Freundschaft, und vor allem lernte er: Je schwächer ein Mensch ist, umso stärker muss man seine Freiheit respektieren und schützen. Ein schlichtes Beispiel: Jeder Behinderte darf frei wählen, ob er fotografiert

werden möchte oder nicht. Ohne Zögern wird sein Wunsch respektiert.

Von Anfang an ging es Jean darum, seine Gefährten in einem familiären Rahmen in alle Dimensionen des Lebens hineinwachsen zu lassen: in die Gemeinschaft, die Sorge füreinander, in ein Miteinander in Freud und Leid und ins gemeinsame Gebet. Bald kamen Männer und Frauen, die Jean helfen wollten, weitere Behinderte aufzunehmen und ein von den

Seligpreisungen inspiriertes Gemeinschaftsleben zu führen. Sie nannten ihre Hausgemeinschaften „Foyers“ - „Herdstätten“, denn sie kümmern sich nicht wie Betreuungspersonal in gewöhnlichen Behinderteneinrichtungen um die Bewohner, sondern führen gemeinsam mit ihnen ein Familienleben um einen „häuslichen Herd“. Wer einmal in einem Foyer aufgenommen wird, darf in seiner neuen Familie bleiben, bis seine Lebenszeit auf dieser Erde zu Ende geht.

Die Arche heute

Die kleine Gemeinschaft wuchs sehr schnell. Jean Vanier gab ihr den Namen „die Arche“, denn im Französischen bedeutet dieses Wort sowohl „der Bogen“ als auch „die Bundeslade“. „Der Regenbogen ist das Zeichen des ersten Bundes zwischen Gott und der Menschheit. Wir nehmen von Leid geplagte Menschen in unser ‚Boot‘ auf, an einen Ort, an dem wir gerettet sind, den Ort des Bundes. Wir leben diesen Bund mit Gott und untereinander ...“, erklärt der Gründer selbst den Namen.

1995 war die erste Kommunität auf rund 400 Personen angewachsen. Sie lebten verstreut in mehr als 20 Häusern in Trosly-Breuil und in den Nachbardörfern. Dochessolltenichtdabei bleiben. Tief berührt vom Charisma dieser Gemeinschaft und von der Liebe, die sie dort erlebten, begannen einzelne Assistenten in anderen Ländern eine Arche zu gründen. Bald beschränkte man sich nicht mehr darauf, nur katholische Gläubige

aufzunehmen, da es ausschließlich um die gelebte Liebe ging.

„Die Gemeinschaften der Arche sind Gemeinschaften des Glaubens. Ihre Wurzeln liegen im Gebet und im Vertrauen auf Gott. Sie möchten sich von Gott und von ihren schwächeren Gliedern führen lassen, in denen etwas von Gottes Gegenwart deutlich wird. Jedes Mitglied wird ermutigt, sein geistliches Leben innerhalb der eigenen Religions- oder Konfessionszugehörigkeit zu leben und zu vertiefen. Wer keinen bestimmten Glauben hat, wird in seiner Gewissensfreiheit respektiert.“

Heute besteht die Arche aus über 130 Kommunitäten in 37 Ländern auf allen Kontinenten der Erde. In Deutschland befinden sich Niederlassungen in Tecklenburg bei Osnabrück, in Ravensburg am Bodensee und in Landsberg am Lech in Bayern. In der Schweiz gibt es eine Arche in Nauen und in Österreich in Tirol.

Unsere Lehrmeister sind die „Armen“

Zwei Schwestern unserer Gemeinschaft Familie Mariens hatten die Möglichkeit, Jean Vanier persönlich in seinem kleinen Haus in Trosly-Breuil zu besuchen und mit ihm über die Spiritualität der Arche zu sprechen.

Jean, als Sie begonnen haben, mit den geistig Behinderten zusammenzuleben, entsprang das

Ihrem Wunsch, diesen Menschen, die eine Form sehr unansehnlicher Armut tragen, Gutes

zu tun. Konnten Sie Ihr Ideal verwirklichen?

„Mir hat sich immer deutlicher die Sichtweise Jesu so erschlossen, dass die Armen nicht Menschen sind, die wir von unserem Podest herunter ändern und uns gleichmachen müssen, sondern Menschen, von denen wir ‚trinken‘ können ... Ich erlebte, was der hl. Paulus im Brief an die Korinther schreibt, nämlich dass Gott das Schwache, das, was vor der Welt nichts gilt, erwählt hat, um das angeblich Starke zu beschämen. Die Schwächen meiner neuen Freunde offenbarten mir meine eigene Schwäche, meine Grenzen zu lieben, meine Grenzen der Geduld ...

Gott ist immer gegenwärtig in unserer Kleinheit und Armut, in unserem Bedürfnis nach Liebe und Anerkennung. Wenn man für die nach Liebe schreienden Menschen ganz aufgeschlossen werden will, bedeutet das, sich selbst sterben zu müssen: seinen eigenen Bequemlichkeiten, seinem Reichtum, seiner Muße, seinem Ansehen und Erfolg, und das nicht nur äußerlich, sondern vor allem innerlich. Es heißt, angesichts des Armen selbst arm zu werden. Wir ‚Reichen‘ verfügen zwar über Arbeit, Besitz und Ansehen, aber das Wesentliche fehlt uns oft: die Fähigkeit zur Liebe und zum angstfreien Leben in echter Gemeinschaft, wo man sich nicht hinter Erfolg, Macht und Abwehrmechanismen verstecken muss.“

Es gibt viele Einrichtungen, die sich um Behinderte kümmern. Was unterscheidet sie? Wie würden Sie Ihr Charisma beschreiben?

„Einmal besuchte uns ein sehr wohlhabender Vater eines behinderten Kindes aus den USA, der für seinen Sohn die beste Institution und Pflege suchte. Seine erste Frage war: ‚Was ist euer Therapieprogramm?‘ Ich konnte ihm nur schlicht antworten: ‚Die Liebe!‘ Er war zunächst sehr überrascht, aber nachdem er dann einige Stunden hier verbracht hatte, verstand er. Unsere Arbeit mit den Behinderten basiert auf dem Wunsch, mit ihnen zusammenzuleben, eine liebevolle Kommunikation mit ihnen aufzubauen und mit ihnen eine Familie zu werden. Liebe

heißt da vor allem zuhören, den anderen so annehmen, wie er ist, mit seinen Schwächen und Grenzen, mit seinen Freuden und manches Mal auch mit seiner Gewalt.

Unser Charisma ist es, mit den leidenden Menschen zu leben. Wer wirklich liebt, entdeckt in jedem Menschen einen Schatz und kann ihm dann auch das Bewusstsein vermitteln: Du bist wichtig, du bist geliebt, genau so, wie du bist.“

Wie würden Sie karitative Liebe in Ihrem Umfeld beschreiben?

„Ich glaube, Caritas ist vor allem, dem anderen entdecken zu helfen, dass er etwas zu geben hat und dass er von mir geschätzt und wichtig ist. In unserer Gesellschaft muss man jemand sein, etwas leisten, um geliebt zu sein. Die Behinderten lehren uns genau das Gegenteil - sie machen eine Therapie mit uns!

Fast alle, die zu uns kommen, haben zunächst den Wunsch, helfen zu wollen. Dann entdecken sie, dass ihnen geholfen wird. Es besteht ein großer Unterschied zwischen Wohltätigkeit und Lebensgemeinschaft. Letzteres bedeutet, vor dem anderen schwach zu werden, seine eigene Macht zu verlieren, in eine Freundschaft einzutreten und vor den Armen verwundbar zu werden.“

Kann man bei den Behinderten eine Entfaltung feststellen, wenn sie in die Arche kommen?

„Wenn die Behinderten geliebt werden, geht es ihnen auch bald geistig besser. Wer geliebt ist, wird befreit. Sie können dadurch dann bis zu einem gewissen Grad auch ihre Fähigkeiten entfalten. Manchmal geht das so weit, dass sie sogar eigenständig leben können und nur zum Arbeiten zu uns kommen, also nur noch teilweise betreut werden.“

Jean, hatten Sie nie den Wunsch, angesichts der vielen Leiden, denen Sie täglich begegnen, die Gabe der Heilung zu besitzen?

„Wer muss geheilt werden? Die Behinderten? Nein, wir! Denn die wirkliche Krankheit ist die,

nicht lieben zu können. In unserer Gesellschaft sowie in der Kirche muss man Erfolg haben, aufsteigen, konkurrenzfähig sein. Doch Christus hat die Kirche nicht als eine Pyramide geschaffen, sondern als einen Leib, mit starken und schwachen Gliedern.“

Welche Bedeutung hat die Gottesmutter in der Spiritualität der Gemeinschaft?

„Was mich immer berührt, ist der Platz der Gottesmutter unter dem Kreuz. Jesus in Seiner Menschheit brauchte sie, denn Er war unsagbar gedemütigt, verlassen und hatte unerträgliche körperliche Schmerzen. Maria war die Einzige, die Ihm Vertrauen schenkte und Ihn in Seinen Leiden wirklich begleitete. Sie litt mit Ihm und begleitete Ihn so in Seiner Mission als Leidensknecht. Niemand wollte Ihn anschauen - so abstoßend war Sein Anblick. Doch Seine Mutter blieb bei Ihm. Darin ist sie unser Vorbild. Auch wir möchten die Leidenden in ihrem körperlichen und seelischen Schmerz bis zum Ende voll Liebe begleiten.“

Worin sehen Sie den Sinn des Leidens?

„Es gibt keinen rationalen Sinn, keine einfache Antwort. Leiden existiert, und es ist schrecklich. Man kann viel darüber sagen, aber im tiefsten muss es der Leidende selbst verstehen. Nur im Blick auf das Kreuz Jesu ist es möglich, dem Leiden einen Sinn zu geben. Er hat es nicht beseitigt, sondern Er begleitet uns durch Sein Leiden. Aber wie kann man mit jemandem darüber sprechen, der keinen Glauben hat oder nicht Christ ist? Wir sprechen wenig darüber, sondern leben mit denen, die vom Schmerz gezeichnet sind.

Wenn man leidet, braucht man einander. Leiden bewirkt einen Bund: Ich brauche Jesus, ich brauche Hilfe, ich brauche einen Menschen, der mir beisteht und mich liebt.“

Nur wenige Menschen haben wie Sie, Jean, die Möglichkeit, mit Behinderten so eng zusammenzuarbeiten und die Erfahrung zu machen, durch deren Schwäche „beschenkt“

zu werden. Wie können Menschen, die keinen Kontakt mit Behinderten haben, auf gleiche Weise beschenkt oder gar geheilt werden?

„Jeder Mensch lebt mit anderen zusammen, die ihre Grenzen haben, in der Familie oder in religiösen Gemeinschaften. Ich spreche z. B. bei meinen Einkehrtagen oft über das Thema ‚Gewalt‘. Wir können dem anderen Gewalt antun durch Worte, durch den Tonfall, durch Verhaltensweisen, und so unsere Macht ausspielen. Lernen wir doch einmal, gewaltlos miteinander zu kommunizieren. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Vor kurzem sprach ich in einem Vortrag vor unseren Assistenten über die Vergebung. Einer der Zuhörer meldete sich und sagte mir, er sei mit dem, was ich vorgeschlagen habe, nicht einverstanden. Ich spürte, wie dies in mir sofort einen Verteidigungsmechanismus auslöste, und ich antwortete: ‚Sie haben mich nicht richtig verstanden.‘ Damit war die Kommunikation beendet, denn ich hatte der anderen Person die Schuld für das Unverständnis zwischen uns gegeben. Richtig wäre gewesen, ‚gewaltfrei‘ - ohne Anspruch auf meine ‚Machtposition‘ - zu antworten und etwa zu sagen: ‚Verzeihen Sie bitte, ich habe mich nicht gut ausgedrückt.‘ So wäre der harmonische Dialog nicht unterbrochen worden, und unsere Herzen wären in der Liebe vereint geblieben. Solchen und ähnlichen Situationen begegnet jeder. Das bedeutet, von der Schwäche des anderen zu lernen und sich selbst schwach zu machen, um Einheit zu wirken. Dann wird die Gegenwart Gottes spürbar.“

Muss man Christ sein oder katholisch, um in der Arche aufgenommen zu werden oder mitarbeiten zu können?

„Keineswegs. Wie könnten wir einem geistig behinderten Menschen, weil er z. B. Moslem ist, die Aufnahme aus Glaubensgründen verweigern? Niemand kann in das Herz eines Menschen schauen! Ich kenne viele Christen, die von den Leiden eines Behinderten nicht betroffen sind, und mindestens ebenso viele Assistenten, die keine Christen sind, aber ein gutes Herz für die Armen

haben. Eine unserer besten Direktoren ist eine Frau hinduistischen Glaubens, eine außergewöhnliche Person. Wenn wir zusammen in der Stille beten, wird die Liebe Gottes greifbar gegenwärtig. Jesus

möchte alle Menschen vereinen - was Ihn am meisten verletzt, ist jede Form von Spaltung. Für uns ist diese Art gelebter Ökumene eine große Herausforderung an die Liebe.“

Ich gehe dorthin, wo Gott mich braucht!

Am Abend des 6. Oktober 2009 besuchten wir im Tiroler Pitztal, im 1104 Meter hoch gelegenen Bergdorf Jerzens, Familie Raich in ihrem schönen Landhaus. Mit Altbauer Franz, seiner Frau Rosa, Sohn Karl und Schwiegertochter Birgit sprachen wir ausführlich über seinen Bruder, den Missionsbischof Hermann Raich. Niemand konnte auch nur ahnen, dass dieser große Pionier der Kirche nur drei Tage später im 22 Flugstunden entfernten Papua-Neuguinea sterben sollte! So erfüllte sich, was er schon als Volksschüler gewünscht hatte: „Ich möchte einmal unter Palmen begraben sein.“

Zwei Lebensopfer

Gerne erinnerte sich Bischof Hermann (1934-2009) bei Heimatbesuchen an seine glückliche Kindheit und erzählte dabei auch immer aus seiner reichen Missionserfahrung.

„Unser Vater Krispin war ein wertvoller Mensch! Neben der Landwirtschaft betrieb er ein kleines Sägewerk, das gerade so viel abwarf, um uns alle zu ernähren. Zudem diente er 40 Jahre unentgeltlich als Mesner in unserem damals 800 Einwohner zählenden Dorf. Manche belächelten ihn, denn das Sägewerk stand immer still, wenn der Mesnerdienst es erforderte. Jeden Morgen versorgte der Vater den Stall und ging dann, oft noch im Dunkeln, in die Kirche zum Mesnern. Wenn möglich, kam die Mutter mit allen Kindern zur Hl. Messe nach, und es war ganz selbstverständlich für uns Buben, beim Ministrieren nie zu fehlen und auch nicht beim Rosenkranz, der bei uns daheim jeden Abend gemeinsam gebetet wurde.

Im Jahr 1942 geschah dann etwas sehr Tragisches: Unsere Mutter verblutete hilflos bei der Geburt des achten Kindes, das später ebenfalls starb.

Der Arzt war sechs Kilometer weit entfernt und konnte nicht helfen. Ich war damals mit meinen acht Jahren der Älteste. Die Verteilung von uns Kindern an verschiedene Verwandte war schon abgesprochen, als sich Rosa, die Schwester unseres Vaters, bereit erklärte, ihre Arbeit als Näherin aufzugeben und auf dem Hof den Haushalt zu übernehmen. Sie verzichtete damals großzügig auf ihren Wunsch, einmal als Schwester in einen Orden einzutreten, und übernahm stattdessen die Mutterrolle für uns Kinder. Diese Aufgabe erfüllte sie so gut, dass wir unsere leibliche Mutter eigentlich nie wirklich vermissten. Auch betete sie mit dem Vater sehr viel, und so gingen uns die beiden mit gutem Beispiel voran. Später waren wir fest davon überzeugt, dass die fünf geistlichen Missionsberufungen von uns sieben Geschwistern vor allem dem Opfer unserer Mutter und unserer Ziehmutter zu verdanken waren.“

Aufbruch ins unbekannte Ozeanien

„Gerne lasen wir daheim in der Familie Missionszeitschriften, so dass in uns schon im Volksschulalter die Liebe zur Mission wuchs. 1955 traten dann meine Schwestern Hilde und Maria mit nur 14 und 15 Jahren in Wernberg/A bei den Marianhiller Missionsschwestern vom Kostbaren Blut ein. Ebenfalls in jungen Jahren gingen meine zwei jüngeren Brüder Herbert und Richard als Missionsbrüder zu den Steyler Missionaren nach St. Gabriel/A.

Ich selbst wusste von klein auf: ‚Du wirst einmal Missionar und Priester!‘ Obwohl mir das Lernen nicht leichtfiel, konnte ich nach der Matura (Abitur) und dem Eintritt bei den Steyler

Missionaren als Novize das Theologiestudium beginnen. Noch vor der Priesterweihe 1962 durften wir drei Missionsziele angeben. Ich wählte die Philippinen, Indonesien oder Argentinien. Als die Oberen daraufhin rückfragten, ob ich auch bereit wäre, nach Ghana, in den Kongo oder nach Papua-Neuguinea zu gehen, antwortete ich: ‚Schickt mich dorthin, wo ihr mich braucht!‘ Und diese Entscheidung habe ich noch keine Sekunde bereut. Meine Bestimmung wurde Papua-Neuguinea in Ozeanien, von dem ich damals keine Ahnung hatte. Umso mehr hieß es der Vorsehung vertrauen, treu dem Motto ‚lieben - teilen - helfen‘.“

Aller Anfang ist schwer!

„Sofort nach meiner Ankunft 1964 schickte mich der Bischof in ein Gebiet, das erst kurz zuvor von der australischen Kolonialverwaltung für die Missionsarbeit freigegeben worden war. Mehrere Wochen brauchte ich, um mit einheimischen Helfern mein Pfarrgebiet im fast unzugänglichen Dschungel zu erkunden. Großteils zu Fuß kämpften wir uns durch Moskitosümpfe und wildzerklüftete Bergregionen in 2000 - 3000 Meter Höhe.

Schon in den ersten Tagen fühlte ich mich hier zu Hause, nicht nur wegen der Berge. Es war eine sehr spannende Pionierzeit. Mit meinen 30 Jahren musste ich praktisch bei Null anfangen. Ganz allein begann ich in Kandep auf 3000 Meter Höhe eine Missionsstation aufzubauen. Es entstand mein erstes ‚Haus‘, eine Hütte mit Grasdach, das den täglichen ‚Regenplatschern‘ wenig standhielt. Mein erster Helfer war ein Bub, den ich anlernte und der später sogar Bratkartoffeln und Knödel kochen konnte. Getauft war hier noch keiner!

Eine riesige Schwierigkeit war das Sprachengewirr. Es gab weit mehr als 500

Sprachen und Hunderte Dialekte, die oft nur in einem Dorf gesprochen wurden. Heute beherrschen viele neben ihrer Muttersprache die Einheitssprache Pidgin-Englisch, doch anfangs musste ich mich mit Händen und Füßen verständigen. Trotzdem fand ich rasch Kontakt zur Bevölkerung.

In der Hochlandprovinz Enga lebten, abgeschieden in Tälern, einige Stämme noch wie in der Steinzeit. Der Stamm, bei dem ich die ersten Jahre verbrachte, hatte beispielsweise eine Religion, bei der die Ahnen verehrt wurden und Hausgeister ‚bei Laune‘ gehalten werden mussten. Außerdem brach ungefähr jede Woche irgendwo eine Stammesfehde aus, die oftmals Tote forderte. Die Leute von Enga waren und sind explosiv wie Benzinfässer: sehr emotional - im Guten und im Schlechten. Nicht einmal Polizei oder Militär mischen sich in diese aggressiven Kleinkriege ein, und die Betroffenen tun sich mit dem Verzeihen extrem schwer. Öfter resultiert daraus sogar eine jahrelange Feindschaft.

Einmal hätte z. B. ein Schwein beinahe ein Gewaltkarussell bei uns verursacht. Man muss

dazu wissen, dass Schweine bei den Papuas als äußerst kostbar gelten. Das Schwein war in den Garten des Nachbarn eingedrungen und hatte das Gemüse zertrampelt. Da stach der wütende Gartenbesitzer das Schwein kurzerhand ab, was alle Beteiligten leicht Gut und Leben hätte kosten können, wären wir nicht schlichtend eingeschritten.

Dramatischer war es, als bei einem Streit ein Mann von einem anderen verletzt wurde und daraufhin starb. Da der Tote und der Täter verschiedenen Stämmen angehörten, drohte ein Krieg auszubrechen. Der Stamm des Täters weigerte sich zwar, zu den Waffen zu greifen, um nicht noch mehr Tote zu verursachen, doch der Stamm des Ermordeten drang trotzdem wenig später in unser Missionsgebiet ein und brannte 25 Häuser nieder. Erst nach langen Verhandlungen nahmen die Eindringlinge 300 Schweine und umgerechnet 20 000 € als Entschädigung vom Stamm des Täters an und waren versöhnt.

Bei einem anderen Streit zweier Stämme ging 1991 unsere ganze Missionsstation Pumakos mit Kirche, Schwesternhaus, Schule, Katechesezentrum und Krankenstation in Flammen auf.

Auf meinen ausgedehnten Missionsreisen durch den Dschungel passierte es auch wiederholt, dass Eingeborene plötzlich mit Pfeil und gespanntem Bogen vor mir standen und Wegzoll verlangten. Sogar mit 72 Jahren wurde ich 2006 auf der Hauptstraße noch überfallen und bis auf die Socken ausgezogen. Aber das gehört hier einfach zum Leben!

So gesehen war es ein langer Weg zum christlichen Glauben, den man sehr behutsam gehen musste. Es galt die vorhandenen Bräuche und kulturellen Eigenheiten der Eingeborenen zu respektieren und das Gute davon allmählich mit dem Christentum zu verbinden. Man konnte nicht von vornherein stur sagen: ‚Eure Rituale, Tänze und Ahnenverehrung, all das ist schlecht.‘ Vielmehr hieß es, den Leuten auf menschlicher Ebene nahezu kommen - sich hinsetzen, geduldig zuhören, ihnen etwas beibringen oder den Kranken helfen, ja, ganz einfach Freund sein. Denn erst wenn die Einheimischen zu einem Missionar Vertrauen gefasst haben, hören sie auch zu, welche Frohe Botschaft wir ihnen zu bringen haben. Sie bekommen Interesse, lernen erste Gebete und entscheiden sich schließlich für den Glauben und die Hl. Taufe. Danach wollen sie gleich selbst etwas zum weiteren Wachstum der Kirche beitragen. So entstanden bei uns nach und nach kleine Außenstationen mit einheimischen Katecheten. Eine Volksschule und ein kleines Spital kamen hinzu.

Sehr froh war ich Anfang der 70er Jahre, dass die Häuser in der Station nun aus Holz und Blech waren und nicht mehr einstürzten, wenn die Erde fast jede Woche durch ein Beben fest ‚wackelte‘! Noch mehr aber freute es mich als Missionar und Seelsorger, dass z. B. zu Ostern 1971 über 100 Erwachsenentaufen stattfanden. Ein großes Fest, so wie hier eigentlich jede Hl. Messe von den Einheimischen sehr lebhaft, familiär und mit viel Gesang gefeiert wird. Zwei Stunden sind dabei keinem zu lang. Nur die Fürbitten muss ich oft nach geraumer Zeit abbrechen, wenn sie gar kein Ende mehr nehmen wollen.“

Ich muss bei ihnen bleiben!

„Mit der Zeit trug das Wort Gottes Früchte in Papua-Neuguinea. Bereits 2000 Katholiken lebten in meiner Pfarrei, als ich nach 18 Jahren eine andere Aufgabe erhielt und 1982 von Papst Johannes Paul II. zum ersten Bischof der neuen Diözese Wabag ernannt wurde, die fast gleich

groß ist wie meine Heimatdiözese Innsbruck. Ohne Pastoralplan, Bischofshaus oder Büroraum war ich einfach ins Unbekannte hineingeworfen. Was mir dabei leidtat, war, dass es, seitdem ich den Bischofsring trug, nicht mehr so viel Zeit gab, um in die Familien zu gehen und mit

ihnen über Gott und ihre Welt zu reden, denn eigentlich war ich nicht Verwalter, sondern Seelsorger. Es gab auch eine ganze Reihe großer pastoraler Herausforderungen, da seit 1975, als Papua-Neuguinea unabhängig wurde, unaufhörlich Neues, Fremdes, Unbekanntes auf die Unseren einströmte. Massenmedien, technische Errungenschaften, Ausbeutung von Bodenschätzen - die Eingeborenen konnten dies schwer verkraften und standen verwirrt mit einem Fuß in ihrer Tradition und Vergangenheit, mit dem anderen in der ‚Neuzeit‘. Da fühlte ich mich immer berufen, ihnen als Hirte beizustehen, sie vor Ausbeutung zu schützen und ihnen zu helfen, sich in dieser Welt der Gegensätze zurechtzufinden. Denn Glaube und soziale Gerechtigkeit gehen Hand in Hand.

In den 27 Jahren als Bischof kam mir ab und zu der Gedanke: ‚Wenn ich gewusst hätte, was mich erwartet, hätten mich keine zehn Rösser hierher gebracht.‘ Und doch könnten mich heute keine zehn Rösser mehr von hier wegbringen, weil ich genau weiß: ‚Ich muss bei ihnen bleiben, sonst würden sie denken, ich lasse sie im Stich.‘

Welche Freude war es für mich, als ich 2008 die Leitung der Diözese meinem geistigen Sohn Arnold Orowae, der aus meiner Missionsstation herausgewachsen war, übergeben konnte! Das hieß aber nicht, dass ich mich zur Ruhe setzte.

Immer noch war mein Inneres davon beseelt, Welch großartige Sache es doch ist, Missionar zu sein und die Frohbotschaft Christi verkünden zu dürfen. Und es gab ja noch so viel zu tun! Z. B. in der Goldgräberstadt Porgera, die neben Glücksrittern auch Prostituierte anlockt, in der schlimme soziale Verhältnisse herrschen und sich Aids rasch ausbreitet. Auch wenn mir die Malaria und Herzprobleme vermehrt zu schaffen machten und ich stets schwächer wurde, blieb ich im Alter mit dem Wunsch bei meinem Volk: ‚Hier, bei meinen Eingeborenen, die ich schätze und liebe, will ich als einer von ihnen sterben!‘“

Wenige Wochen vor seinem Heimgang schrieb der bettlägerige Bischof Raich an seinen Bruder Franz und dessen Familie in Jerzens: „Dieser letzte Brief von mir wird Euch wahrscheinlich etwas schmerzen, aber wir legen alles in Gottes Hand und nehmen es an, wie Er es schickt. Ich kann nicht mehr arbeiten, nicht mehr gehen und nicht mehr sehen. Aber Ihr braucht um mich keinen Kummer zu haben. Ich bin in guten Händen und habe gute Pflege. Vielen Dank für alles und Gottes reichsten Segen. Euer dankbarer Bruder Hermann.“ Friedlich entschlief der Vollblutmissionar, der die Gottesmutter zeitlebens hoch in Ehren gehalten hatte, im Rosenkranzmonat, am 9. Oktober 2009.

Eine unscheinbare Liebestat

Aus eigener Erfahrung weiß man, wie viele Situationen und Ereignisse ein jeder Tag mit sich bringt, die von uns konkrete Entscheidungen fordern. Nur wenige hingegen bedenken, wie sehr Gott Sich gerade dieser alltäglichen, scheinbar bedeutungslosen Umstände bedienen will, um ganz leise zu unserem Inneren zu sprechen. Lassen wir Tatjana Kuzmenkova aus Moskau erzählen, wie Gott ihr schlichtes Hören auf die Stimme ihres Gewissens reich belohnte.

Was den Glauben betrifft, so hat jeder Mensch seine persönliche Geschichte. In meinem Fall war es die Mutter meines zukünftigen Mannes,

die mich vor 17 Jahren zum ersten Mal als orthodox getaufte Christin in die katholische Immaculata-Kathedrale von Moskau mitnahm.

Dort haben Sergej und ich später auch geheiratet und unsere drei Kinder, zwei Mädchen und einen Jungen, taufen lassen. Doch nach der Geburt von Iljuscha, unserem Jüngsten, schlich sich bei meinem Mann und mir fast unmerklich eine religiöse Gleichgültigkeit ein, da uns die Sorge um Haus und Familie geradezu „überflutete“. Die Gebete wurden weniger und der Gottesdienst am Sonntag immer seltener, bis beides schließlich ganz aus unserem Leben verschwand.

Sieben Jahre hatte ich praktisch ohne Gott gelebt, als ich im Mai 2007 eine entscheidende Begegnung hatte. Wie gewöhnlich fuhr ich am Morgen mit der Metro zur Arbeit. Als ich an diesem Tag aus der Metrostation ins Freie trat und in einer riesigen Menschenmenge auf die Treppe zur Fußgängerunterführung zusteuerte, blieben meine Augen an einem etwa 30-jährigen Mann, einem Invaliden, hängen, der bewegungslos auf der obersten Treppenstufe stand.

Eilig strömten die Menschen links und rechts an ihm vorbei, und keiner achtete auf den Ärmsten. Was niemand zu bemerken schien, war mir sofort klar: „Mit seinen verkrüppelten Beinen kann der Mann unmöglich allein die Stufen hinunter, geschweige denn auf der anderen Straßenseite die Treppe wieder hinauf gelangen.“ Doch auch ich hastete an ihm vorbei, lief rasch die Stufen hinunter und dachte nur beiläufig: „Ach, irgendjemand wird ihm schon helfen! Auf mich wartet schließlich die Arbeit!“

Schon war ich in der Unterführung angelangt, als sich plötzlich - für mich selbst ganz ungewohnt - mein Gewissen regte. Abrupt blieb ich stehen, drehte mich um und sah den Invaliden immer noch am selben Platz hilflos um sich blicken. Ohne viel zu überlegen, kehrte ich zu ihm zurück

und fragte: „Brauchen Sie Hilfe?“ Dankbar blickte der junge Mann mich an und nickte. So half ich ihm die Stufen hinunter. Er stützte sich ziemlich schwer auf mich, und wir kamen nur langsam voran, wobei der junge Mann mir unterwegs von seiner Arbeit als Redakteur einer Studentenzeitung und von seiner Familie zu erzählen begann. Trotz seiner schweren Beinbehinderung aufgrund von Kinderlähmung schien er sein Leben zu bejahen und machte einen zufriedenen Eindruck.

Alles in allem begleitete ich ihn etwa eine halbe Stunde lang bis zur gewünschten Straßenbahnhaltestelle. Noch nie hatte ich etwas Ähnliches getan! Weil jedoch die Straßenbahn nicht kam, hielt ich, wie wir Moskauer das gewohnt sind, kurzerhand ein Auto an, das für den jungen Mann den „Taxidienst“ übernahm.

Dann kam der Augenblick des Abschieds, den ich wohl nie vergessen werde: Nikolaj, so hieß der Invalide, umfasste meine beiden Hände mit den seinen, schaute mir gütig in die Augen, bedankte sich und sagte mit einem unvergleichlichen Lächeln: „Sie sind so rein. Sie sind ein so edler Mensch.“ Die Autotür fiel zu, und weg war er. Ich aber nahm nichts mehr um mich herum wahr. Wie hatte Nikolaj gesagt: „Rein und edel“ sollte ich sein? Ganz erschüttert konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten, war ich doch damals alles andere als rein und edel! Nur zu gut kannte ich mich! Immer nur auf Genuss und eigenes Wohlergehen aus, war meine ganze Person wie „gewoben“ aus Egoismus, Ungeduld und Selbstbezogenheit, voll von Kritiksucht gegenüber meinen Verwandten und Bekannten. Und was am schwersten wog: Auf meiner Seele lasteten Taten, für die ich mich heute noch schäme, allein wenn ich daran denke.

Mein neues Leben

Innerlich noch ganz aufgewühlt, rief ich am Abend meine Freundin Svetlana, die Taufpatin meiner Töchter, an, die im Gegensatz zu uns praktizierende Katholikin war. Weinend

berichtete ich ihr von meiner Begegnung mit Nikolaj, worauf sie ruhig und sicher sagte: „Tatjana, durch Nikolaj hat heute Jesus zu dir gesprochen. Er wartet geduldig auf deine

Rückkehr zur Kirche.“ Und Jesus hatte Geduld, da ich mich trotz der inneren Erschütterung leider nicht gerade beeilte, mit reueerfülltem Herzen zu Gott zurückzukehren. Ich brauchte einen weiteren „Gnadenstoß“, der von ganz unerwarteter Seite kam.

Im Laufe des Telefonates hatte Svetlana mir nämlich den Vorschlag gemacht: „Schick doch deine Tochter Polina im Juni ins katholische Sommerlager zu den Schwestern der ‚Familie Mariens‘!“ So geschah es dann auch. Als wir Eltern nach einer Woche kamen, um Polina vom Lager abzuholen, lief sie uns, über das ganze Gesicht strahlend, entgegen und rief lebhaft: „Mama, Papa, ich muss mich unbedingt auf die Erstkommunion vorbereiten!“ In diesem Moment spürte ich, dass ich die Last meiner eigenen Trennung von Christus nicht länger tragen konnte. Ich brauchte so sehr einen Rat, eine Unterstützung! Tatsächlich kam eine der Schwestern auf mich zu, die mir im Laufe eines schönen Gespräches die entscheidenden Worte sagte: „Gott ist die Liebe und nur Barmherzigkeit! Lesen Sie das Evangelium, dort steht es geschrieben!“ Diese Wahrheit nahm ich als weit Abgeirrte in jenem Augenblick mit offenem Herzen an. Ich las also das Lukasevangelium, und im selben Sommer begann meine Familie wieder zur Sonntagsmesse zu gehen. Während Polina die Erstkommunionvorbereitung besuchte, nahm ich am Glaubensunterricht für

Erwachsene teil. In meiner Seele war ich zwar bereit für die Hl. Beichte, hatte es aber trotz mehrerer Anläufe noch nicht geschafft, jenen Schritt zu tun.

Seit meiner Begegnung mit Nikolaj waren mittlerweile acht Monate vergangen, als ich am 18. Januar 2008 wieder bei der Sonntagsmesse war. Da bediente sich Gott erneut meiner Freundin Svetlana, die mich nach der Hl. Messe einfach wie ein Kind bei der Hand nahm und zum Beichtstuhl führte. Nach sieben Jahren beichtete ich zum ersten Mal wieder, und meine anschließende Freude und Erleichterung waren unbeschreiblich! Ich kann nur sagen: Gott „rächte“ sich bei mir für meine Untreue durch Seine barmherzige Liebe.

Heute bin ich mir mehr denn je bewusst, welch unverdientes Geschenk es war, dass ich alle Last und Sünde im Beichtstuhl zurücklassen und mich als „verlorene Tochter“ von Gottes Barmherzigkeit ganz neu bekleiden lassen durfte. Und obwohl ich mich im Glauben und in der Liebe zu Gott immer noch auf wackeligen Beinen fühle, möchte ich Ihm Freude bereiten, indem ich zu allen gut bin. In mir ist ein ganz neues Sehnen aufgebrochen, Ihn tiefer kennenzulernen, und ich spüre deutlich: Meine Seele kann ohne die Hl. Messe, das Gebet, das Evangelium, die Predigt und christliche Bücher nicht mehr sein.

*„Es kommt nicht darauf an, was wir tun,
sondern darauf, mit wie viel Liebe wir es tun.“*

Mutter Teresa